

Hausblätter für das Volk.

Verleger und verantwortlicher Redacteur: Pfarrer Dr. J. Wiß in Breslau.

Nr. 72.

Mittwoch, den 7. September 1864.

II. Jahrgang.

Die **Breslauer Hausblätter** erscheinen jeden Mittwoch und Sonnabend, und sind durch die kgl. Post-Anstalten für 14 Sgr., in Breslau durch die Colporteurs in's Haus gebracht für 12 Sgr. und in den Commanditen für 10 Sgr. pro Quartal zu haben. Inserate werden bei einer starken Auflage mit 1½ Sgr. für die gespaltene Petit-Zeile oder deren Raum berechnet und in der Expedition, Universitätsplatz Nr. 16, angenommen.

[Stand der Weltthätigkeit.] Wenn man die Güte von Grundsätzen erproben will, muß man auf ihre Wirkungen und die Werke Derer sehen, welche sie bekennen. Mit großen Worten und Verheißungen sind Personen und Völker schon oft betrogen worden, weil gerade Charlatane damit am reichsten versehen sind, die dem Spruch huldigen: Die Welt will betrogen werden, also mag sie betrogen werden. Wo daher immer auf dem religiösen Gebiet Christenthumsverbesserer und Kirchenreparaturbesorger auftreten, haben sie mit dem rühmredigen Mundwerk nicht gespart und allesamt der Leichtgläubigkeit aufgebunden, sie wären die glücklichen Entdecker des göttlichen Reiches und der reinchristlichen Wahrheit und haben nacheinander gewisse Zeitgenossen an der Nase herumgeführt. Als schließlich dies Geschäft flau ging, kamen die politischen Völkererlöser und entwarfen ihre Grundrisse zu dem neuen Staat, in welchem den Leuten die gebrauchten Tauben in den geöffneten Mund fliegen sollten. Diese Art arbeitete mit glücklichem Erfolg; denn die Welt will betrogen werden. Es wurden von ihr Rebellionen und Revolutionen, Konstitutionen und Republiken ausgeborn, wobei es je nach dem Naturell der Staatskraftgenies an Pressereien und Meheleien nicht fehlte. Das verheißene Völkerglück aber blieb bis heute aus, wohl aber wuchsen Steuern, Armuth und allerlei Elend. Die Menschen aber bleiben dumm und lassen sich auch weiter vom politischen Charlatanismus hinter's Ohr schlagen. Nebenbei geht eine andere Gattung Weltverbesserer, welche alle die großen Menschenschäden mit Bildung kuriren will und zwar mit Bildung von der Art, welche mit Gott und seiner Wahrheit und Gnade nichts gemein hat und die mit der menschlichen Armseligkeit ohne Gott das Meer des menschlichen Jammers, welches beständig die Thränen des menschlichen Elends füllen, auszuschöpfen verspricht. Diese Charlatane pressen Fabriken, Spar- und Verschulungsklassen, Hilfsvereine, wobei sie sich selbst am meisten helfen, und Aufklärung als unfehlbare Mittel zur Aufzählung des sozialen Seligkeitsreiches des Diesseits, und indem sie den gesellschaftlichen Jammer auch in bloß irdischer Beziehung nichts weniger als ausrotten, vergrößern sie den geistigen Menschenruin und verwandeln durch ihre die Bestimmung

und Aufgabe des Menschen verzerrenden Irrlehren den Menschen und Christen in ein Wesen, das unglücklicher als alle Thiere, weil es sich seines Unglücks bewußt ist und doch keine andere Bedeutung haben soll, als das liebe Vieh, das in seiner Vernunftlosigkeit doch wenigstens in seiner Art glücklich, wenn satt ist. Die neumodische Bildung in ihrer Ablösung von Christus, Religion und Ewigkeit erzeigt sich daher als fruchtbare Mehrerin des vorhandenen Elends und ist ebenso ein falscher Heiland, wie die sektirerischen und politischen Weltbetrügereien. Der Wahn zumal, daß eine gewisse Weltklugheit, welche man Bildung oder Aufklärung nennt, bei den Menschen die Stelle christlicher Gottesfurcht ersetzen und sie gestützt und glücklich machen könne, bestraft sich durch die neuesten Erfahrungen allwärts. Denn gerade in den Ländern, wo die neue Aufklärungsgasbeleuchtung am fleißigsten arrangirt worden, wo die sektirerischen, politischen und sozialen Wohlfahrts-Quacksalber ihre Experimente langjährig angewendet, wie in Amerika, in der Schweiz, in Italien, gedeiht die Verwahrlosung am üppigsten und die Völker können, wenn sie wollen, lernen, daß für ihre Wunden die Allermweltsplaster weder bei neuen Sekten, noch bei Republiken und Konstitutionen, noch bei der Weltbildung ohne Christenthum zu finden, die den Menschen gottlos macht, ohne auch nur eine Faser seines Elends auszureißen. Ohne Gott, ohne Christus, ohne wahren Glauben und christliche Tugend unter dem beständigen Beistand der Gnade in der Kirche Jesu Christi wird weder der vielersehnte Rechtsstaat, noch das gesellschaftliche Wohl, noch das persönliche Glück begründet; das predigen alle verfehlten Experimente, die von betrogenen oder betrügenden Heilfünflern der kranken Menschheit an ihr zum Schaden derselben angestellt werden. Man muß ihr dies wiederholt vor Augen halten; denn die Früchte zeigen, was an dem Baum ist und die Güte oder Schlechtigkeit der Grundsätze und Wohlfahrtsveranstaltungen erprobt sich in ihren Wirkungen.

Ein guter Baum trägt gute Früchte und ein schlechter schlechte. Hält man neben alle jene sektirerischen, politischen und sozialen Trümmereien mit ihrem Gefolge von Täuschung, Elend und Verbrechen in der Geschichte das wahre Christen-

thum, wie es seit mehr als 1800 Jahren Gerechtigkeit, Liebe, Barmherzigkeit, Heiligkeit und Trost mit abertausend Veranstaltungen für Linderung und Ausrottung geistiger und leiblicher Noth erzeugt hat, dann kann man bei einigem Nachdenken nicht zweifelhaft sein, wo der Mensch seine Wohlfahrt zu suchen hat. Es ist daher erfreulich, daß in einer Zeit, wo der Trug so frech auftritt, auch die heilige kathol. Kirche als die Verkündigerin der Wahrheit ihre Stimme so zu sagen vervielfältigt und allenthalben in außerordentlicher Weise die Menschen ruft, das Heil zu suchen bei dem wahren Heiland. Die Menschheit muß wieder mit Gott und der Kirche sich versöhnen; das ist die Bedingung zur Genesung aus ihrer schweren Krankheit, die mehr noch eine geistige als eine materielle ist.

Diese Erkenntniß zu vermitteln, dazu dienen auch die großen Katholikenversammlungen, wie eine eben zu Mecheln in Belgien stattfindet, und wie die andere demnächst in Würzburg in Baiern abgehalten werden wird. Daß sich die erstere in einem Lande, wo das Geheimniß der Gottlosigkeit sich in den zu einem bösen Tod verschworenen Solidaires offenbart, wohl bewußt ist, um was es sich bei dem Kampf der Neuzeit im Grunde handelt, zeigt ihr Ansprechen an die Würzburger Versammlung, in dem es heißt: „In unserer Zeit giebt es nur noch zwei kämpfende Parteien: den Katholizismus und die Gottlosigkeit. Zwischen diesen beiden Extremen, der Wahrheit und dem Irrthum, dem Lichte und der Finsterniß, dem Leben und dem Tode müssen wir wählen. Diese beiden feindlichen Gewalten ringen heute und von nun an um die Herrschaft.“

Das ist die Wahrheit; denn was sonst noch mitringt auf dem Kampfplatz, ist von minderem Belang. Die katholische Kirche steht also wieder wie von Anfang an einem zahlreichen feindlichen Chor gegenüber und erfüllt ihre Aufgabe, der Menschheit das Gut der Wahrheit und Tugend zu retten und weiter zu überliefern.

Es fehlt ihr nächst dem Antichristenthum freilich auch nicht an andern Widersachern, die ihr nachstellen. Wir sehen dies ja in Deutschland weit und breit, wo sich an dem antikatholischen Sturmhauf allerlei Leute betheiligen, die ein sehr christliches Gesicht aufstrecken und im „lauteren Evangelium“ zu machen vorgeben. Nun, mit ihnen wird die Kirche schon leichter fertig, weil sie an ihrer eigenen Inkonsistenz scheitern. Sie besitzen weder den Muth der Wahrheit, noch die Energie der Gottlosigkeit. Ihre Waffe ist das Vorurtheil und die dadurch erzeugte Unduldsamkeit, womit sie nicht bloß bei uns, sondern auch anderweitig streiten. Davon ein Beispiel aus

Irland. Welche Intoleranz im Norden dieses Landes gegen die Katholiken herrscht, zeigt folgender Vorfall, den ein orantistisches Blatt, „The Portadown News“, berichtet. Mr. Alexander, Rektor in Drumcree, hat eine Tochter, die vor mehreren Jahren einen Hilfspfarrer, Mr. Rollinson, geheirathet hat und mit ihrem Manne zum kathol. Glauben übergegangen ist. Vorige Woche kamen Tochter und Schwiegervater zu ihm auf Besuch, und am Sonntag gingen sie zum Gottesdienst in die kathol. Kirche. Dieser „Skandal“

regte das Orangistenblut dermaßen auf, daß die „leitenden Protestanten“ des Ortes, d. h. die respektabelsten Einwohner von Drumcree, den Mr. Alexander heimführten und ihm befohlen, Tochter und Schwiegervater augenblicklich fortzuschicken. Wenn sie eine Stunde länger unter seinem Dache verweilten, werde das Haus gestürmt und dem Erdboden gleich gemacht werden. Mr. Alexander gehorchte. „The Portadown News“ erzählt diese Geschichte mit lebhafter Befriedigung als einen Beweis von der guten Gesinnung und dem loyalen Geist der Einwohner. Wenn die leitenden Protestanten solche Begriffe von Loyalität haben, was kann man vom Böbel erwarten? Da erklärt sich das abscheuliche Treiben in dem wohlhabenden Belfast von selbst, wo bei dem neulichen Tumult 148 Personen verwundet wurden, von denen 7 bereits gestorben.

Wie man in dem gelobten England, wo der Gelfsack regiert und Spott und Schande hinnimmt, wie bei Gelegenheit des deutsch-dänischen Krieges, wenn er nur nicht in Gefahr kommt, die Tugend in's Kraut schießt, nachdem die „Papisten“ Jahrhunderte lang gehörig ausgemerzt und rechtlos gemacht worden, davon erzählt der „Fr. Anzeiger“ folgende artige Geschichte und die hebt so an: „Wie man einem Menschen in England das Leben rettet und dabei Noth, Stiefeln u. gestohlen bekommt, das hat in den letzten Tagen ein junger Frankfurter erfahren müssen. Derselbe, welcher kurz zuvor hier in Frankfurt gewesen, um von seinen Eltern auf längere Zeit für eine Reise nach Ostindien, die er für sein Haus in England machen muß, Abschied zu nehmen, reißt über London, um sich dort noch Einiges zu besorgen. Bei einem Besuche der Dock's kam er gerade dazu, wie eine ältere Frau in's Wasser fiel und nach Hilfe rief, ohne daß einer der Umstehenden Miene machte, der Armen beizustehen. Der junge Mann, noch nicht lange genug in England, um die nöthige Kühle erlangt zu haben, einen Menschen ruhig ertrinken zu sehen, warf schnell seinen Rock u. ab, stürzte sich in's Wasser und brachte die dem Ertrinken nahe Frau glücklich, aber selbst auf's höchste erschöpft an's Land, wo er zu seinem Schrecken sah, daß seine Kleider nebst Inhalt verschwunden waren. Keiner der Anwesenden stand ihm in Geringsten bei, ja, es war ihm nicht einmal möglich, ein Cab zu erlangen, da ihn keiner in durchnästem Zustande fahren wollte, trotzdem verschiedene Cabfahrer Zeuge seiner That gewesen waren. Endlich, nach Verlauf von nahezu einer Stunde, gelang es ihm durch Vermittlung eines Constablers, den er nach längerer Auseinandersetzung zum Einschreiten bewog, einen Wagen zu erhalten, der ihn in sein Hotel brachte, in dem er jetzt im Bette krank liegt und Gedanken darüber anstellen kann, wie es nicht gut ist, unter Kalten allzu warm zu fühlen.“ Aehnliches soll sich übrigens jüngst auch in Wien zugetragen haben, das ja auch am modernen Fortschritt starken Antheil nimmt.

Das Blatt „Italia del Popolo“ hat über die Zustände im festländischen Theil des Königreichs beider Sizilien eine Reihenfolge statistischer Ausweise gebracht; die betreffende Nummer wurde von den piemontesischen Behörden konfisziert,

ein Proceß jedoch nicht eingeleitet. „Italia del Popolo“ registrirt die Opfer der piemontesischen Herrschaft folgendermaßen: „Im Kampfe gefallen 7473 Mann, standrechtlich erschossen 4879, zu Kerkerstrafen verurtheilt 3612, ohne Untersuchung und Urtheil deportirt 1854, in Untersuchungshaft 2321, auf flüchtigem Fuße 8250, zusammen 27,389 Mann. Ueberdies sind von den piemontesischen Truppen 218 Dörfer und 1013 einzelne Häuser oder Pachtböfe in Asche gelegt worden, während der finanzielle Schaden, welcher dem Lande durch den vierjährigen Kampf erwachsen, auf 10 Mill. Lire geschätzt wird.“ Ein Ende dieser gräulichen Zustände läßt sich dabei noch gar nicht absehen, da die neapolitanischen Blätter vielfach eine fortwährende Zunahme des Brigantaggio konstatiren.

Aus Rom schreibt man: Der Landaufenthalt des heil. Vaters in Castelgandolfo soll bei der sichtlich wohlthuenden Wirkung der Landluft auf seinen Gesundheitszustand bis nach dem Ablauf der Regenzeit ausgedehnt werden. Se. Heiligkeit ist fast täglich in Gesellschaft der neapolitanischen Königsfamilie, die sich in Albano befindet. Nur der Graf und die Gräfin v. Trapani wohnen in der Villa Barberini zu Castelgandolfo. Dort ist es überhaupt sehr lebendig geworden. Beglückwünschende Deputationen aus nahen und fernen Ortschaften kommen und gehen, aus ihren Landhäusern finden sich die römischen Principi und Diplomaten ein, während aus der Stadt die Minister zu den wöchentlichen Vorträgen regelmäßig hinübergehen. — Das Florentiner Journal „Jede e Ragione“ bringt folgende statistische Angaben über die noch in Italien vorhandenen Klöster: Es giebt 84 religiöse Orden, 2382 Klöster sind bewohnt, von denen 1724 güterbesitzende, 658 den Bettelmönchen zugehören. Die Zahl derer, die das Gelübde ablegten, beläuft sich auf 15,491 Mönche und 18,198 Nonnen, außerdem befinden sich in den Klöstern 4668 Laien beider Geschlechter.

Zum Schluß bemerken wir bezüglich des katholischen Congresses zu Mecheln noch, daß derselbe nächst einer Adresse an den heil. Vater voll treuer Anhänglichkeit auch eine solche an die katholischen Vereine der Schweiz erlassen hat, deren Wortlaut folgender ist:

„Zum zweiten Male in allgemeiner Versammlung vereint, fühlen sich die Katholiken Belgiens gedrungen, einer guten herzlichen Gewohnheit zu folgen und mit ihren Brüdern, den Christen aller Länder, freundliche Grüße zu wechseln. An keine Nation richten wir aber diesen Gruß so brüderlich, als an die katholische und freie Schweiz, an Sie, meine Herren und vielgeliebte Brüder, die Sie uns auf dem Wege vorangegangen, auf dem wir Ihnen zu folgen uns entschlossen, an Sie, die, wie wir, als treue Söhne der Freiheit nur sie zur Waffe und zur Schutzwehr gegen alle Angriffe haben wollen, und dieselben Kämpfe bestehen, um immer wiederkehrende Angriffe zurückzuweisen und den Glauben Ihrer Väter rein und unversehrt zu bewahren.

In Ihren Kantonen wie in unseren Provinzen sind die Katholiken unablässig im Kampfe mit jener Schule, welche die Kirche ihrer Freiheiten und Rechte zu berauben sucht, im

Kampf mit jenem falschen und unduldsamen Liberalismus, der dem Katholicismus, seinen Institutionen und seinen Werken ewigen Haß geschworen. Während anderen Orts der Kampf verwickelter ist, hier dynastische Interessen, dort die Eifersucht verschiedener Völker oder die Politik in's Spiel kommt, verpflanzt er sich bei Ihnen wie bei uns in seiner Ablösung von jedem fremden Element jeden Tag offener auf das religiöse Gebiet. Nirgends bewahrt sich daher mehr als in der Schweiz und in Belgien der Ausspruch eines unserer berühmten französischen Brüder: „In der Vertheidigung der Interessen der Kirche hießen wir gestern noch Ketzer, heute nennt man uns Christen.“

Wenn wir nur das Ende unserer Zeit, die freche Verletzung der heiligsten Rechte und die Straflosigkeit, welche die frechten Usurpationen gleichsam rechtfertigt, im Auge hätten, so würde sich nur allzuleicht Entmutigung unserer Seele bemächtigen.

Allein wir kennen die Pflichten, welche die Ehre, Christ zu heißen, uns auferlegt. Ihnen, liebe Herren, sowie den Katholiken Deutschlands gebührt der Ruhm, uns gelehrt zu haben, wie man in einer Zeit, wo die Gottlosigkeit alle Irthümer und alle schlechten Leidenschaften unter ihren Fahnen sammelt, kämpfen und siegen kann. Von Eurem Beispiel ermutigt, von Euren Gebeten und Euren Sympathien unterstützt, haben wir alle Diejenigen gesammelt, die sich eine Ehre daraus machen, Jesum Christum und seine Kirche zu bekennen; wir haben den Handschuh aufgenommen, den uns unsere Gegner hingeworfen; offen haben wir vor der Welt unsere Thaten dargelegt, wir haben sie neu belebt, wir haben in Berührung mit ihnen neue Kräfte gewonnen, und stark in unserer Einigkeit, haben wir auf's Neue erkannt, daß der Herr unter Denen ist, die sich in seinem Namen versammeln.

Die Schale des Jornez war gefüllt, wir haben uns bemüht, die goldenen Rauchfässer zu füllen. Wir haben es gewollt und wir wollen es! Mit Hülfe des Beistandes Gottes, unserer freien Institutionen und auch Eurer Gebete können wir es. Diese Worte habt Ihr vor uns ausgesprochen. Dank, tausend Dank dafür, daß Ihr uns den energischen Entschluß eingegeben, sie von nun an zu unserem Wahlspruch zu machen.

Durch den Kampf belebt, durch die Gemeinsamkeit der Gesinnung und der Anstrengungen ermutigt, rufen die belgischen Katholiken ihren Schweizerischen Brüdern nicht allein zu: Muth und Hoffnung! nein, ihre Dankbarkeit giebt ihnen auch den Wunsch ein: möget Ihr ausharren und endlich siegen!

Indem wir die Mittheilung dieser Wünsche der belgischen Katholiken übernehmen, ergreifen wir diese Gelegenheit, liebe Herren und Brüder, Euch die Versicherung unserer tiefgefühltesten Freundschaft zu erneuern.“

Die Königin Marie von Neapel in Gaeta, nach Böher.

(Schluß.)

Vom größten Einflusse war überhaupt schon dies Eine. Offiziere und Soldaten und Jedermann wußten, daß ein fester Wille in der Festung war, der über den königlichen am meisten vermochte, und daß dieser Wille auf Vertheidigung Gaeta's bestand, so lange sie noch Menschen möglich. Der König Franz blieb fest trotz aller Anmuthungen, es sei der Ehre genug geschehen, jede weitere Gegenwehr doch vergeblich. Auf Andringen des französischen Admirals ging er um Mitte des Januars auf einen zehntägigen Waffenstillstand ein, obwohl dieser nur dem Feinde günstig war; denn die Belagerer bauten unterdessen ihre Batterien fertig, während es der Festung unmöglich war, ihre Ausrüstung noch zu bessern. Als nach Ablauf der zehn Tage die französische Flotte absegelte, der König sich von aller Welt verlassen sah, die Angriffe immer wüthender wurden, vertheidigte Franz II. mannhaft den letzten Felsen seines Reichs. Die Aussicht, in die Gefangenschaft der Feinde zu gerathen, hatte ihre besondern Schrecken; denn darnach zu schließen, wie die Piemontesen mit ihren Gegnern umgingen, mußte sich der König mit den Seinigen auf Unerhörtes gefaßt machen. Dennoch wies er jede Hindeutung von sich, daß die zeitige Uebergabe, welche doch einmal geschehen müsse, sein Haus gegen künftige Entbehrungen sicher stelle. Sprach man zur Königin, ihre Abreise werde bei der täglich wachsenden Noth unvermeidlich, so hatte sie nur ein stummes Lächeln zur Antwort.

Noch immer ließ sich auf eine allgemeine Erhebung des Landes hoffen. In verschiedenen Gegenden hatten die Bewohner schon zu den Waffen gegriffen, und die Piemontesen konnten in den meisten Provinzen nur durch das eine Mittel sich halten, daß sie unaufhörlich Erschießungen in Masse vornahmen. Im Belagerungsheer aber, hieß es, greife Entmutigung um sich. Denn schon Monate lang lag es ohne Ergebnis auf einem Plage, und litt schwer durch die Kugeln der Belagerten, noch schrecklicher durch Krankheiten. Die Mittel, Gaeta zu bezwingen, erwiesen sich als unzulänglich. Jedes Mal, wenn die piemontesischen Schiffe, um ihre Kanonen mitthelfen zu lassen, sich in's Feuer wagten, wurden sie derartig begrüßt, daß sie mit manchem Riß in Rumpf und Stangen sich zurückzogen. Das furchtbarste Beschießen aber aus den Batterien that den eigentlichen Vertheidigungswerken wenig Abbruch, jeder Schaden wurde eilig ausgebessert. Die Hoffnung, Bresche zu schießen und die Festung mit Sturm zu nehmen, war äußerst fraglich geworden. Wollte Gialdini nicht schimpflich abziehen — und das konnte der piemontesische Herrschaft in Unteritalien tödtlich werden, — so blieb ihm eben nichts Anderes übrig, als immer darauf los zu bombardiren, jedes Haus in Schutthaufen zu verwandeln, die Spitäler und Magazine zu zerstören, und zu hoffen: die rastlose Unruhe, die furchterlichen Strapazen, die zunehmenden Entbehrungen und Krankheiten, Tod und Verheerung überall, und dazu noch die etwaigen Explosionen würden endlich unter der Besatzung soviel Schrecken und Ermuthigung verbreiten, daß der Platz sich ergebe. Diese Rechnung war richtig, wie

sie bei den meisten Festungen richtig sein wird, wenn den Belagerten zuletzt die Mittel und jede freie Bewegung ausgehen.

Wie ein Sieb wurden Häuser und Mauern Gaeta's von den Kugeln durchlöchert, — wie ein Acker die Straßen gepflügt, — die Mannschaften abgerissen, ermattet, von den Schrecknissen geistig stumpf, — die Gesunden leidend, die Kranken und Verwundeten des Todes gewisse Beute. Was den König und seine Umgebung am meisten erschütterte, das waren die unabwendbaren furchterlichen täglich wachsenden Verheerungen, welche die Geschosse, die Krankheiten, die Explosionen in den Reihen der Soldaten und letzten Getreuen anrichteten. Vier Generale und eine Menge Offiziere waren gefallen oder schwer verwundet. Die Aerzte konnten ihre Arbeiten nicht mehr bewältigen. Gialdini weigerte sich, die Kranken und Verwundeten, welche man früher sorgebracht hatte, aus der Festung zu lassen. Jetzt wurde ihr Dunstkreis verflucht. Die einmal in Gaeta's Spitäler gelegten, starben gewöhnlich auch später noch. Der König selbst wurde leidend. Die Königin aber, welche anfänglich gekränkelt hatte, blieb in den Schreckenstagen immer rüstig und gefaßt. Als man ihr bemerklich machte, wie wahrscheinlich es sei, daß auch sie von Geschossen getroffen werde, erwiderte sie lachend: „Das wäre ganz etwas Neues, daß eine Königin durch eine Bombe erschlagen würde!“

Die beiden ersten Explosionen konnte Gaeta überstehen: die Deffnungen, welche sie gerissen, wurden rasch wieder bewehrt. Die dritte Explosion legte die Festung bloß: Vertheidigung war unmöglich, der König willigte in die Capitulation. Am andern Tage in der Frühe bestieg er mit einem Gefolge die französische Fregatte, welche ihn nach Civita Vecchia führte. Noch einmal präsentirten ihm seine Truppen, noch einmal senkten sich vor ihm ihre Fahnen. Da weinte die Königin heftig. Dann besetzten die Piemontesen die Stadt, während noch Hunderte verschüttet lagen. Die tapfere Besatzung aber zog aus mit allen Kriegsehren. Die Offiziere behielten ihre Degen, und die Soldaten, denen der Feind ihre Pensionen, Wittwengelder und sonst erworbenen Rechte verbürgen mußte, legten auf der Landenge ihre Waffen und Fahnen nieder, welche sie so ruhmreich vertheidigt hatten.

Natürlich wurde dies Alles und noch vieles Andere, was sich in den letzten Tagen Gaeta's zutrug, von Offizieren und Soldaten im ganzen Lande erzählt, und ich begriff nun, warum die kurze Rosen- und Heldenzeit der jungen Königin einen so tiefen Eindruck auf Herz und Phantasie der Neapolitaner gemacht hatte. Wie oft und wie lebhaft wurde ich daran auf der Reise erinnert! War es doch vorzüglich der Königin Verdienst, daß der stürzende Thron noch zuletzt mit grünem Lorbeer umrannt im Andenken des Volkes stehen blieb. Wird das piemontesische Raubkönigthum ein so ruhmvolles Ende nehmen?

Schule der Weisheit.

[Der gestrafte Meineid.] „Lo Stendardo cattolico“ berichtet in Nr. 265 folgendes traurige Ereigniß, das am 7. Nov. vorigen Jahres in Pavia vorgefallen ist. Es begab sich ein Mensch zum Tribunal, um sich ein Zeugniß ausstellen zu lassen.

Es wurde ihm, wie es Brauch und Sitte ist, das Bild des Gekreuzigten vorgestellt, damit er vor demselben schwöre, daß er die an ihn gestellten Fragen in Wahrheit beantworte. Der Glende, der die Absicht hatte zu lügen und der vielleicht schon früher falsch geschworen hatte, wagte es auszurufen: „Wenn ich lüge, so soll mich Gott strafen!“ Kaum waren diese Worte über seine Lippen gekommen, so sank er, vom Schlagflusse getroffen, todt zur Erde. Die Nachricht dieses traurigen Todes verbreitete sich sogleich in der ganzen Stadt, und Alles lief herzu, um den Leichnam des Unglücklichen anzusehen, den die Hand des Herrn getroffen hat.

Veronika.

Erzählung von Maria Franziska.

(Fortsetzung.)

Früh um sechs Uhr des andern Morgens war Veronika auf dem Wege zur Kirche, um der heiligen Messe beizuwohnen. Sie blickte unterwegs ihr kleines, niedliches Gebetbuch an, welches sie bei ihrer ersten heiligen Communion von dem Herrn Pfarrer zum Andenken erhalten, und küßte es zärtlich; es war jetzt das einzige, was sie an die liebe Zeit erinnerte, die sie seit gestern früh verlassen, und indem sie es küßte, war es ihr, als finde sie darin einen Leitstern für das ganze Leben, einen Schutz in allen Versuchungen. Und während der heiligen Messe betete sie, wie sie immer gebetet hatte, andächtig ohne einen Gedanken an gestern, in kindlicher Einsalt.

Als sie nach ihrer einstweiligen Wohnung zurückkehrte, war es lebhafter auf den Straßen, langsam ging sie daher und sah sich Alles an. Die Läden wurden geöffnet und prachtvolle Sachen kamen hinter den großen Schaufenstern zum Vorschein. Wie anders war es doch hier als in ihrem Dörfchen, welches welches eigenhümliche, bewegte Leben um sie her! Kleine, gut angezogene Kinder eilten zur Schule, Dienstmädchen mit Körben gingen zum Markte, hochbepackte Bauernwagen mit Gemüse und Obst beladen fuhrten zum Thore hinein, und es wogte, lärnte und tobte um sie her, ohne sie jedoch zu verwirren. Sie hatte Zeit, Alles zu betrachten, und wo ihr etwas gefiel, blieb sie stehen und befriedigte ihre Schaulust.

Während dessen gewahrte sie nicht, daß sie selbst beobachtet wurde, daß ein freundliches Augenpaar sie auf den ersten flüchtigen Blick wieder erkannt hatte, und unter der sie umwogenden Menge ein Herz so warm für sie schlug, das sie ganz vergessen hatte.

„Guten Morgen, Jungfer Veronika,“ sagte eine Stimme, die sie schon gehört zu haben glaubte, aber nicht gleich wieder erkannte, und sie erschrak so sehr von einem fremden Menschen beim Namen genannt und aus ihrem Sinnen aufgeweckt zu werden, daß sie kaum aufzublicken wagte. Als sie es aber dennoch that und mit freudigem Schrecken den Müllerssohn erkannte, lächelte sie ihm freundlich zu. „Ihr wißt wohl gar nicht mehr, daß wir gestern zusammen gegangen sind,“ sagte er.

„Ei, freilich weiß ich's noch,“ rief sie lachend, denn seine Worte riefen eine liebliche Erinnerung in ihr wach.

„Wie hat's Euch denn seit gestern hier ergangen, gefällt Euch die Stadt?“

„Mir?“ es that ihr unendlich wohl, daß Jemand fragte, wie es ihr ginge; „o,“ sagte sie mit einem unwillkürlichen Seufzer, der ihren Worten widersprach, „es ist mir schon gut gegangen, und vom Gefallen kann ich noch nichts Rechtes sagen.“ Sie wollte noch allerlei hinzufügen, dachte aber doch, es wäre besser, zu schweigen.

„Habt Ihr denn Eure Verwandten glücklich gefunden?“

„Ja, und einen guten Dienst dazu, gleich gestern, ich wollt', ich könnt's gleich meiner Mutter sagen, wie würde sie sich freuen!“

„Nun, Jungfer, so laßt's mich ihr sagen.“

„Ihr?“ sie sah ihn erstaunt an, „kommt Ihr denn nach Winningen?“

Er lachte: „Ei, da kann ich alle Tage hinkommen! Seht, da steht mein Wagen, der grün angestrichene, der an der Schenke; sagt mir nur, wie Eure Mutter heißt, dann will ich sie schon finden.“

„Nein,“ sagte Veronika, „ich danke Euch, aber es geht nit an,“ denn sie malte sich das Erscheinen ihrer Mutter aus, wenn ein solch fremder Mann, der im eigenen Wagen an's Haus gefahren kam, ihr Nachricht von ihrer Tochter bringe. „Nein, ich werd's ihr nächstens schreiben, dann wird sie es auch erfahren,“ sagte sie auf einmal in ernstem Tone; „ich dan! Euch, Adieu!“

Und mit raschen Schritten ging sie fort und ließ ihn ärgerlich stehen. Ei, du Narr, wenn du sie doch wenigstens gefragt hättest, wo sie denn nächstens dienen wird! sagte er zu sich selbst; so läßt sie dich stehen und ihr nachgaffen! Aber hast du keine Beine ihr nachzugehen? Einen Blick auf Wagen und Pferd, lehteres war angebunden, und er ging ihr nach. Nach wenigen Minuten schon sah er sie in dem Thorwege verschwinden. Nachdem er sich Haus, Straße und Nummer gemerkt, kehrte er in das Gasthaus vergnügt zurück und fuhr bald darauf in bester Laune seiner Straße entlang.

Veronika wußte selbst nicht, wie geschwinde sie von ihm weggekommen war, aber sie fühlte doch, daß sie recht gehandelt hatte. Was sollte sie sich weiter mit ihm einlassen? Heirathen konnte sie ihn nicht, da wär' es ja Sünde gewesen, wenn sie durch längeres Verweilen allerlei Hoffnungen in ihm genährt hätte, und zu sagen hatte sie ihm auch nichts mehr. Nächstens wollte sie ihrer Mutter schreiben, auch von ihm; eigentlich war's zwar ganz überflüssig ihn zu erwähnen, die Geschichte bekam ja doch keinen Ausgang, aber sie konnte die Mutter etwas unterhalten, und dann war es die Wahrheit, die sie nicht zu verschweigen brauchte. Mit diesem Entschlus stieg sie die dunkle Treppe hinauf und sah zu ihrer Freude, daß die beiden Basen allein waren. Nach einem kurzen Frühstück überlegte sie, wie sie sich nützlich machen könnte, und war dann den ganzen Morgen beschäftigt, dem schmutzigen Fußboden wieder eine holzähnliche Farbe zu geben, wobei Elise ihr getreulich half, deren Thränen unaufhörlich stille bei der Arbeit flossen, Thränen, die sich in der Nacht in ihrem Innern angesammelt, aber keinen Ausweg gefunden hatten.

Bis zu Mittag war das große Werk gesehen, da klopfte es an und eine Bottschaft der Frau Baronin kam, Veronika möchte gleich den heutigen Nachmittag ihren Dienst antreten. Am

Abend desselben Tages, als sie die Kinder zu Bette gebracht hatte, sagte sie zu ihrer Dienstherrin: „Soll ich Ihnen vielleicht ein Abendgebet vorbereiten?“

„Ja, das kannst Du thun,“ war die zögernde Antwort. Veronika ging zu einem kleinen Glaschrank, wo sie Bücher gesehen hatte, und suchte nach einem Gebetbuche; sie fand aber keines, bis die Baronin sie belehrte, daß mehrere Gesangbücher dort ständen, aus denen sie dann einige Lieder vorlas.

Um elf Uhr kam der Baron nach Hause, und sie war ihres Dienstes für heute entlassen. Sie suchte ihr Schlafkammerchen auf, welches sie mit der Köchin des Hauses theilen mußte, einer ältern Person, die das ganze Haus etwas zu beherrschen schien. Darum hatte die Baronin zu Veronika gesagt: „Du schläfst unten mit der Köchin zusammen, früher hat das Zweitmädchen, die Theresie, da geschlafen, die kommt jetzt nach oben; nun empfehle ich Dir dringend an, daß Du Dich mit beiden Diensthöten nicht einlässest.“

„Nein, gewiß nicht, Frau Baronin,“ hatte sie erwidert, „ich danke Ihnen für das Vertrauen, welches Sie mir schenken.“

Ihre Schlafstube lag unten im Hause dem kleinen Garten zu und erhielt Licht durch zwei Fenster. Eine Weile war Veronika da, als Frau Boehmer auch eintrat. „Was, ist der Baron schon da?“ fragte sie an, „in der Regel kommt er ja vor Eins nicht nach Hause. Das ist ein Wunder, hat denn die gnädige Frau Dich zu Bette geschickt?“

Veronika betete ihr Nachtgebet, war aber durch die Plauderei der Alten darin gestört, und um sie nicht gleich zu erzürnen, antwortete sie: „Ja,“ und dann kam ihr die Frage in den Sinn: „Die Frau Baronin ist wohl protestantisch? ich wollte ihr das Abendgebet vorbereiten, fand aber kein einziges katholisches Gebetbuch.“

Ein lautes Gelächter unterbrach sie. Frau Boehmer sah sie mittheilig an. „Katholisch! — bist Du denn katholisch?“ rief sie dann in geringschätzigem Tone. Veronika dachte an alle die Gnaden, die ihre Seele empfangen, und sie fühlte es als eine Beleidigung ihres Heilandes, wenn sie diesem Weibe gegenüber durch Worte davon Zeugniß geben sollte; auch ärgerte sie sich, daß sie der Mahnung der Baronin vergessen und diese Frage gestellt hatte. Um aber jetzt nicht beschämt oder besiegt zu erscheinen, sagte sie mit allem Stolz, den sie über ihren heiligen Glauben empfand: „Ja, ich bin katholisch, und ich glaube,“ setzte sie leise hinzu, „daß das eine große Gnade ist. Seid Ihr es nicht?“

„Nein!“ lautete die entschiedene Antwort. Dann begann sie Veronika von dem Zweitmädchen und seiner schlechten Aufführung zu erzählen und wie sie sich vor dem Baron in Acht nehmen möchte.

Veronika betete im Stillen, Gott möge den Mund der Schwärzerin schließen, es war ihr ganz heiß geworden bei dieser Erzählung. Sie glaubte sich plötzlich in einer Räuberhöhle zu befinden und es schien ihr unmöglich, da zu schlafen. Sie hätte fortlaufen mögen, wenn sie gewußt hätte wohin. Draußen war es stille, finstere Nacht, kein Mensch war da, um ihr ein anderes Obdach anzubieten, zu ihrer Herrin wagte sie nicht mehr hinauszugehen, und würde die sie wohl verstanden haben? sie war jetzt

an den Ort geseßelt. Endlich faßte sie sich ein Herz und sprang in ihr Bett, zog die Decke sich über den Kopf, so daß sie nichts mehr hörte, und suchte in der lebhaften Erinnerung an die Heiligen und durch Empfehlung in den Schutz Gottes alle bösen Geister von sich zu bannen. Aber Eines hatte sie vergessen: morgen war Sonntag, und sie hatte fragen gewollt, wann die erste heilige Messe sein würde. Jetzt wagte sie es aber nicht, ihrer Gefährtin noch einmal Gelegenheit zum Sprechen zu geben, und sprach nur ein andächtiges Vater unser mit der Bitte ihren Schutzengel, sie morgen früh zur Zeit zu wecken.

So oft ihr Engel dies auch schon gethan hatte, diesmal lag es nicht in Gottes Absicht. Die ungewohnte Erregung der beiden letzten Tage ließ sie länger als sonst im Schlafe verharren, und Frau Boehmer, die keine heilige Messe zu besuchen hatte, schlief den festesten Schlaf, so lange als ihr möglich war. Sie war es, die Veronika gegen 7 Uhr weckte, und ehe sie noch angezogen war, kam Theresie, um sie zur Baronin zu beschicken. Und nun ging das Tagwerk an, Zimmer aufräumen, die Kinder waschen, fristren, in ihren Sonntagsstaat kleiden, ihnen das Frühstück zurecht machen, die Baronin fristren und anziehen helfen, die sich dann in den Salon setzten, um Visiten zu empfangen. Es war längst Mittag vorbei, ehe Veronika sich erinnerte, ehe sie fühlte, daß heute Sonntag, und daß die Zeit, wo sie das Kirchengebet hätte erfüllen sollen, vorüber war.

Als sie Alles besorgt hatte, als sie Mutter und Kindern zu Diensten gewesen war, ging sie in ihre Schlafkammer, um sich selbst etwas sonntäglich zu kleiden. Welch ein Glück, daß Frau Boehmer gerade ihre beschäftigte Zeit hatte, und sie mit sich allein war und vor ihr Bett hinknien konnte! Sie begriff nicht recht, wie es ihr geschehen konnte, einen Sonntag ohne heilige Messe, ohne Kirchgang zu feiern. Wie oft hatte sie nicht gedacht, wenn sie hörte, wie Andere ohne Gottesdienst lebten: wie kann das nur möglich sein? wie können die Menschen leben, ohne die süßeste Freude, die es hienieden giebt? Und jetzt, sie sah mit Entsetzen, daß das gar nicht so unmöglich war; so wie heute, so brauchte es ihr nur an mehreren Sonntagen zu ergehen, und das Rätsel war gelöst! Sie bebt vor dem Abgrunde zurück, der sich ihr bei dem Gedanken öffnete. „Nein, nicht ohne Gott, nicht ohne Gott! nicht ohne Dich, mein Heiland, mein Herr und mein Gott, ich will nicht leben ohne Dich, ich kann es ja nicht, o erbarme Dich meiner!“ Tiefbeschämt und zu ihrer größten Traurigkeit erkannte sie, daß theilweise ihre eigene Nachlässigkeit daran Schuld trage. Warum hatte sie nicht gestern sich nach der Zeit erkundigt, warum hatte sie nicht Frau Boehmer oder Theresie gebeten, sie zu wecken, warum hatte sie nicht fleißiger zu Gott oder die Baronin nicht noch in der Frühe gebeten, sie zur Kirche gehen zu lassen?

Sie hoffte, der Nachmittag werde ihr einen kleinen Ersatz für den verlorenen Morgen bringen, und wagte es, Frau v. Urenberg den Vorschlag zu machen, die Kinder mit in die Kirche zu nehmen. Diese meinte aber in Gegenwart derselben, sie seien noch zu klein dafür, die Lust in der Kirche könne ihnen schädlich sein, dagegen sollte Veronika mit ihnen nach dem Landgute einer befreundeten Familie fahren und daselbst den Nachmittag bleiben.

Der Wagen führte sie hin; sie saß zum ersten Male in ihrem Leben auf dem weichen Polster der eleganten Equipage und fuhr

so an mehreren Kirchen vorüber. Ach, wie gerne wäre sie niedergekniet, wie viel lieber noch hätte sie nur einen Blick in das Gotteshaus geworfen, von dem sie dachte, es würde ihr all ihre Traurigkeit vom Herzen nehmen, aber es war ihr verboten worden. Nur im Kluge konnte sie den Herrn grüßen, der dort auch für sie wohnte. Sie benedmete Jeden, den sie in eine Kirche eintreten sah, wußte aber, daß sie eine Pflicht zu erfüllen hatte, und die wollte sie nicht vernachlässigen.

Der Nachmittag verging ihr rasch im Spiele mit den Kindern und andern Dienstboten und am Abend kam sie desselben Weges zurück. Aber ein Troststrahl fiel in ihre Seele. Am nächsten Sonntag war das Fest Mariä Geburt. An diesem Tage gingen nach altem Familienbrauche alle erwachsenen Glieder ihrer Familie zur heiligen Kommunion, und sie hatte sich vorgenommen, wenn auch fern von den Ihrigen, doch durch die Verbindung mit Gott mit ihnen in Vereinigung zu bleiben. Eine innige Freude erfüllte sie bei dem Gedanken. Eine heilige Kommunion! Dabei stieg eine selige Erinnerung nach der andern in ihr auf. Sie verfolgte im Geiste die Jahre zurück bis zum Tage ihrer ersten heiligen Kommunion, wie oft war ihr seitdem diese unendliche Gnade zu Theil geworden! Und welch eine Gnade, welch eine himmlische Süßigkeit war sie ihr jedesmal gewesen! Sie hatte sich stets Tage lang vorher darauf vorbereitet und es verstand sich von selbst, daß die wenigen Tage, welche noch dazwischen lagen, nur zu dieser heiligen Vorbereitung dienen sollten.

In den nächsten Tagen war es Veronikas steter Wunsch, ihre Tante zu besuchen, besonders um über Elise, deren Schicksal ihr sehr am Herzen lag, Näheres zu erfahren. Bis jetzt hatte sich ihr aber noch keine Gelegenheit dazu geboten. Der Gedanke an ihre arme Cousine betrübte sie so sehr, daß sie sich fast davor scheute; es war ihr, als gäbe es hier nur Trauer und Unglück, und dieses Gefühl machte sie, die bisher so heiter und fröhlich gewesen, selbst ganz niedergeschlagen.

So ging sie an einem Nachmittage die Thüre zu öffnen, ohne ihrer Gewohnheit nach einen Blick durch das Fenster derselben zu werfen, und kaum hatte sie die Klinge herabgedrückt, als die Thüre heftig geöffnet wurde und im nächsten Augenblicke Elise schluchzend und in größter Erregung an ihrem Halse hing. „Veronika! Veronika!“ sagte sie mühsam mit erschöpfter Stimme und konnte vor Thränen nicht weiter sprechen, bis es Veronika durch freundliche Worte gelang, sich aus ihrer Umarmung los zu machen; dann trat sie in das Zimmer der Baronin, um sich ein paar freie Augenblicke zu erbitten und führte gleich darauf Elise in ihr kleines Stübchen, ließ sie auf einen Stuhl sitzen, und setzte sich selbst auf die Kante ihres Bettes und sagte mit der herzlichsten schwesterlichen Theilnahme: „Nun, Elise, wie geht's Dir denn? Gehst Du wirklich in die Fabrik?“ „O Veronika!“ und Elise sprang von ihrem Sitze auf, „ich bitte Dich, sei still, sage nichts,“ rief sie ungestüm und rang die Hände, „ich bin nicht werth, mit Dir zu sprechen, es greift mich schon an, Dich zu sehen, ich habe so oft an Dich gedacht, o Du bist so gut, ich bin so böse, o, wenn Du wüßtest, ich, ich . . .“

„Liebste Elise, beruhige Dich doch, mein liebes Kind, weine Dich aus und dann erzählst Du mir, wie es Dir geht und was Du gethan hast in diesen Tagen,“ und sie lehnte Elises Haupt

an ihre Brust und sprach ihr freundlich zu. Wie jeder Sturm sein Ende hat, so auch Elises Aufregung; endlich konnte sie auf Veronika's Fragen antworten; und wir wollen hier kurz berichten, was sie ihrer Cousine erzählte. (Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Breslau. Das unter dem ausgezeichneten kerkatholischen Direktor Dr. Schulz stehende Gymnasium zu Münster zählte im vorigen Schuljahre bei 692 Schülern, wovon 614 katholisch, 63 sage 63 Abiturienten, welche von 64, die sich zum Examen gemeldet, das Zeugniß der Reife erlangten. Die dasige Realschule hatte 292 Schüler, darunter 248 Katholiken; die Gewerbeschule 24, davon 22 Katholiken; die Zahl der Schüler der Handwerkerfortbildungsschule betrug 228. Man sieht hieraus, daß es den Katholiken weder an Lust noch an Fähigkeit zum Studiren fehlt, wenn ihnen nur die Anstalten geboten werden. In Breslau scheint der sehr ungenügende Status des höhern katholischen Schulwesens in althergebrachter Weise conservirt zu bleiben. Magistrat und Stadtväter rühren sich nicht, den auch mit den Steuern der Katholiken gefüllten Stadtsäckel wie bereits für zwei protestantische Real- und höhere Mädchenschulen nebst desfallsigen Gymnasien, so auch für gleiche katholische Anstalten flüssig zu machen und die katholischen Bürger sind jedenfalls über ihren ersten Antrag einer katholischen Realschule, glücklich über bewiesene Courage, eingeschlafen. Wenigstens haben wir von weiterer Verfolgung ihres Rechtes nichts mehr vernommen.

Königsberg i. Pr. Drei graue Schwestern aus Neisse sind erst kurze Zeit hier thätig, aber bereits so beansprucht, daß sie sich ausreiben, wenn nicht bald Nachhilfe kommt. Diese ist darum erswerter, weil der Magistrat der Stadt der reinen Vernunft das Geldbörse für so zeitgemäße reine Vernunft gehalten, daß er von jeder Schwester Einzugsgeld verlangt und erlangt hat, welches letztere billig hätte unterbleiben können.

Nachen. Ein Herr, welcher in der Nähe Nachens wohnt, war von seinem Fenster aus Zeuge des folgenden interessanten Vorfalles: Ein Schwalbenpaar hatte seine liebe Jugend so weit gebracht, daß eines schönen Tages beschlossen wurde, den ersten Ausflug zu machen. Wohlgezemuth flogen die Kleinen den ihnen mit gutem Beispiele voranstiegenden Eltern nach. Doch siehe, eines mußte gleich den ersten Anstrengungen erliegen und kaum einige Schritte vom Neste entfernt, ermattete der Flügel Schlag und zur Erde nieder senkte sich das kleine Geschöpf. In unmittelbarer Nähe befand sich eine Kaze, welche sich sofort in die bekannte dem Verderben entgegenführende Position warf; zum Sprunge bereit, den Kopf den Vorderbeinen zugeneigt, stand sie im Begriffe, das kaum zum Leben erwachte Thierchen zu vernichten. Die Schwalbenmutter, die Gefahr bemerkend, warf sich plötzlich zwischen die Kaze und ihrem Jungen und lenkte so die Aufmerksamkeit auf sich. Die Kaze versuchte die Mutter mehrere Male zu ergreifen, aber gewandt wich diese dem gefährlichen Sprunge aus und suchte auf diese Weise das Leben ihres Kindes zu schützen. Mittlerweile hatte der Herr das Fenster verlassen, das Freie erreicht, die Kaze verjagt und die junge Schwalbe wieder ihrem Neste zugeführt.

Mainz. Von dem verletzten Mainz-Pariser Vergnügungszug geht eine Anekdote mannichfach ausgeschmückt durch die öffentlichen Blätter. Ein junger Ehemann war froh, einmal acht Tage ohne seine Ehehälfte in Paris sich vergnügen zu können, und machte dieser gegenüber hieraus kein Fehl. Es wurde bei Abgang des Zuges zwischen den Ehegatten rührender Abschied genommen; aber wie erstaunte der Gatte, als ihn am andern Morgen beim Aussteigen in Paris seine Gemahlin herzlich begrüßte. Sie war mit dem einige Stunden später von Mainz über Forbach abgehenden Schnellzuge ebenfalls nach Paris gereist, dort schon um 5 Uhr Morgens eingetroffen und hatte während 4½ Stunden auf dem Bahnhofe ihren lieben Mann erwartet, der gute Miene zum bösen Spiele machen mußte und in dessen Reisetasche, die ihm schon in Mainz besonders schwer erschienen war, die Frau ihr ganzes Gepäck bereits untergebracht hatte.

Genf. Der bekannte Gegner von Schulze aus Delizsch in der Arbeiteragitation, Laffalle, ist im Duell tödtlich verwundet gestorben. Sein Gegner war ein liebeswüthiger eifersüchtiger Student aus der Walachei, der ihn beleidigt haben soll. Ein elender Schluß eines bewegten Lebens! Mit den sittlichen Grundsätzen der neuen Menschenglücksmacher ist's wirklich nicht weit her.

Südtaliten. (Man muß sich zu helfen wissen!) Wie ein belgisches Blatt erzählt, wurde unlängst ein junger neapolitanischer Edelmann von den Briganten gefangen in's Gebirge abgeführt. Sein alter, reicher, jedoch etwas geiziger Oheim mußte ein schweres Lösegeld erlegen, wollte er den Neffen nicht grausam ermordet sehen. Nach der Hand kam es heraus, daß der geldbedürftige junge Herr schon vor seiner Gefangenschaft mit dem Räuberhauptmann Bekanntschaft und den Plan gemacht, auf diese Weise den Alten zu prellen. Das saubere Paar lebte im Gebirge auf köstlichem Fuß und theilte brüderlich das Lösegeld.

Jerusalem. (Das Pestglöcklein.) Viele hundert Pilger, so in das gelobte Land gewallfahrtet sind, haben die Gastfreundschaft der Väter Franziskaner im Kloster zum heil. Grabe nicht genug rühmen können; denn nicht nur Katholiken, sondern auch Protestanten haben von jeher daselbst die freundlichste Aufnahme gefunden. Doch nur wenige Reisende erwähnen in ihrem Bericht eines Brauches, welcher die wahrhaft heldenmüthige Christenliebe jener frommen Väter erst im schönsten Lichte erscheinen läßt. Sobald es nämlich geschieht, das in Jerusalem die Pest ausbricht, verläßt ein Priester des Franziskaner-Ordens sein Kloster, nachdem er sich zum Tode bereitet, und eilt

in die Stadt, allen von der Pest befallenen Personen, ohne Unterschied des Glaubens, leibliche und geistige Hilfe zu spenden. So lange die Krankheit dauert, kehrt dieser Bruder nicht in das Kloster zurück. Damit aber diesem Fund werde, ob er noch am Leben sei, lautet er täglich zur bestimmten Stunde ein am Kloster befindliches Glöcklein. So lange dieses gehört wird, ist es ein Zeichen, daß der Ausgesendete noch nicht als Opfer der Pest gefallen. Erstummt eines Tages das Glöcklein, so wissen die Klosterbrüder, daß jener gestorben ist, und ein anderer eilt, seine Stelle einzunehmen.

Familien-Nachrichten.

Verlobt. Frä. Ad. Menzel, Fr. prakt. Arzt Th. Stöckel, Ober-Glogau; Frä. Louise Girscher, Fr. Gutbesel, Luzer, Eriegau. Gestorben. Oberförster C. E. Raschke, Fr. W. Gorn, Restaurateur Joh. Kislung, Breslau; Rittergutbes. G. Kolbe, Buzlau; Frau Gastwirth M. Schirne, Klettendorf; Frä. Ida Voebeling, Breslau; Inspektor Borisch, Ober-Bögendorf.

Todes-Anzeige.

Heute, als den 3. d. Mts., früh 7 Uhr, entschlief sanft im Herrn, versehen mit den hl. Sterbesakramenten, unser vielgeliebter und unvergesslicher Gatte und Vater Garnhändler Anton Altmann im 50. Lebensjahre. Diesen so schmerzlichen Verlust theilen wir allen unseren Freunden und Bekannten mit, und bitten um stille Theilnahme.

Striegau.
[248]

Die tiefbetrübte Mutter
Maria Altmann nebst Sohn.

Bei G. P. Aderholz in Breslau ist soeben angekommen:
Kolping's katholischer Volkskalender für 1865. 10 Sgr., geb. u. durchsch. 12½ Sgr.

[Portrait.] das photographische des Herrn Pfarrer Dr. Wick, liefert, um desfallsigen Wünschen zu entsprechen, mit dessen Genehmigung einzeln à 7½ Sgr., in ½ Duzend, auch gegen Einsendung des Betrages oder Postvorschußentnahme versendet, à 5 Sgr.

Photographisches Atelier von Buchwald & Georgi, Dhlauer Stadtgraben 2, zw. Bahnhof- u. Vorwerkstr.

Eine Person gesekten Alters, katholisch, mit Küche, Wäsche, Milch- und Viehwirthschaft vertraut, sucht eine Stelle als Wirthschafterin. Antritt beliebig. Das Nähere bei Herrn Sattlermeister Soglowek an der Sandkirche Nr. 3. [249]

Eine arme aber ehrliche Person sucht bei Herrschaften im Nähen Beschäftigung, da dieselbe durch die Epilepsie am Dienen behindert ist. Gef. Offerten bitte in der Expedit. d. Bl. abzugeben.

W. Preuß' Sargmagazin, Kupferschmiede, Straße 35.

Breslauer Börse vom 5. September 1864.

Getreide-Preise vom 5. Septbr.

Freiw. Staats-Anl. 4½	—	Posener Pfandbr. 3½	—	Schles. neue Lit. B. 4	—	W. Weizen . . .	Schl. 65—72—80 Sgr.
convert. v. 50 n. 52 4	97½ B.	do. do. 4	—	do. Lit. C. . . 4	101½ B.	G. Weizen . . .	63—70—73
Preuss. Anl. 1853 4	—	do. do. neue 4	97½ B.	do. Lit. B. . . 3½	—	Roggen . . .	42—45
Preuss. Anl. 55.56 4½	102½ B.	Schles. Pfandbr. 3½	93½ B.	Schles. Rentenbr. 4	99½ B.	Gerste . . .	40—41—44
Preuss. Anl. v. 59 5	106½ B.	do. Rustical 4	101½ B.	Posen. Rentenbr. 4	97 B.	Hafer . . .	22—30—33
Präm. - Anl. 1855 3½	127½ B.	do. do. 4	3½	Oesterr. Nat.-Anl. 5	70½ bez.	Erbsen . . .	50—54—62
Staats-Schuldsch. 3½	90½ B.	Schles. neue Lit. A. 4	101½ B.	Oesterr. Banknoten	88 G.	Kartoffeln . . .	Sack 24—30 Sgr.

Druck von Robert Nischowsky in Breslau, Universitätsplatz 16.